

Hans Julius Schneider

Phantasie und Kalkül

**Über die Polarität
von Handlung und Struktur
in der Sprache**

**suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1431

Der am Beginn dieses Jahrhunderts in die Wege geleitete Versuch, den Bereich des sprachlich Sinnvollen auf formale und in diesem Sinne ›technische‹ Weise abzugrenzen und ihn damit kalkülmäßig zu beherrschen, ist aus präzise angebbaren Gründen zum Scheitern verurteilt, und es ist sprachphilosophisch höchst aufschlußreich und für die Geisteswissenschaften von größtem Belang, diese Gründe im einzelnen zu studieren. Die Kompetenz, Sinn von Unsinn zu unterscheiden, läßt sich nicht als eine allein ›rechnende‹, formale oder schematische Kompetenz rekonstruieren; die natürliche Sprache ist kein Kalkül, obwohl sie wichtige Aspekte hat, die sich angemessen so darstellen lassen. Die nichttechnische Fähigkeit zur spontanen, von Regeln nicht geleiteten Handlung, die im Titel mit dem Wort ›Phantasie‹ angedeutet ist, durchsetzt sie – die natürliche Sprache – sogar so, daß auch das Formale an ihrer strukturellen Seite nur dann richtig verstanden werden kann, wenn die Rolle der spontanen Handlung stets mitgedacht wird. Zugleich gilt umgekehrt, daß man dem besonderen Charakter der *sprachlichen* Ausprägung der Phantasie nur gerecht werden kann, wenn man sie zur formalen, kalkülhaften Seite der Sprache in Beziehung setzt.

Hans Julius Schneider

Phantasie und Kalkül

Über die Polarität
von Handlung und Struktur
in der Sprache

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2022

Erste Auflage 1999

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1431

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1992

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

Umschlag nach Entwürfen von

Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-29031-6

»Es ist, als hätten wir uns eingebildet, das Wesentliche am lebenden Menschen sei die äußere Gestalt, und hätten nun einen Holzblock von dieser Gestalt hergestellt und sähen mit Beschämung den toten Klotz, der auch keine Ähnlichkeit mit einem Lebewesen hat.«

Ludwig Wittgenstein (1953 § 430)

Inhalt

Vorwort	13
I. Einleitung	15
1. Die Idee der Sprachanalyse und das Projekt einer formalen Beherrschung des Sinnes ...	16
2. Sprachphilosophie nach Rorty: »Anything goes«?	24
3. ›Phantasie‹ und ›Kalkül‹	28
II. Form oder Funktion, Gehirnmechanismus oder Tätigkeit: Wovon handelt eine ›Theorie der Sprachkompetenz‹? Die Kontroverse zwischen A.N. Chomsky und J.R. Searle	35
1. Kommunikative und grammatische Kompetenz	35
2. Die Gesamtstruktur von Chomskys Theorie	41
3. Lautbezogener und ideenbezogener Strukturalismus: Zum historischen Hintergrund der Theorie von Chomsky ...	48
4. Chomskys Neuerungen	56
5. Das ›Verständnis‹ eines Sprechers von seiner Äußerung	64
6. Gibt es eine ›formale‹ syntaktische Kompetenz?	77
7. Ist Chomskys Grammatik ein Modell des Sprechers?	83
8. J.R. Searles Kritik an Chomsky: Ergänzung oder Revision?	98
9. Searles Kritik: ein Beispiel	102
10. Regel oder Regelmäßigkeit, ›mind‹ oder ›brain‹? – Zwei Begriffe der Sprachkompetenz	113

I I.	Verschiedene Beschreibungen und/oder verschiedene Gegenstände?	124
III.	Eine inhaltliche Deutung sprachlicher Komplexität und die Erfassung der Formen möglicher Inhalte in einem Kalkül. Zu Gottlob Freges ›Begriffsschrift‹	143
1.	Fragestellung	143
2.	Grundthese und Methode Freges	150
3.	Argument und Funktion in der ›Begriffsschrift‹	157
4.	Funktionen und Begriffe	172
5.	Die ›Ungesättigkeit‹ von Begriffswörtern und ihr Verhältnis zu den Gegenstandsnamen	184
6.	Entitäten und semantische Rollen	193
7.	Begriffe als Gegenstände der Rede	204
8.	Begriffe zweiter Stufe: der formale Aspekt	209
9.	Begriffe zweiter Stufe: der inhaltliche Aspekt	216
10.	Was wird ›zerfällt‹, oder: Woran orientiert sich die ›Begriffsschrift‹?	225
11.	Die systematische Einheitlichkeit der Begriffsschrift und die Möglichkeit der Kalkülierung	249
12.	Ausblick: Erwartungen an Wittgenstein	254
IV.	Das Zusammenspiel der ›Form der Darstellung‹ mit der ›Phantasie‹. Die Kritik an der Konzeption einer ›Begriffsschrift‹ als Sprachphilosophie in den Überlegungen des späten Wittgenstein	264
1.	Erwartungen	264
2.	Wie ein Sprachspiel durch die Hinzunahme neuer Wörter erweitert wird	268
3.	Wortarten	282

4.	›Funktion‹ im Sprachspiel und im Satzzusammenhang	294
5.	Satzklang I: Nach Noten singen	314
6.	Projektion als Abbildung?	319
7.	Projektion als Tätigkeit der Phantasie	332
8.	Satzklang II: Oberflächengrammatik	346
9.	Komplexität	351
v.	Die Prinzipien sprachlichen Handelns. Lassen sich Wittgensteins Überlegungen in eine an Frege orientierte systematische Bedeutungstheorie integrieren?	362
1.	Die Umriss eines Integrationsprojekts	362
2.	Ein grundsätzlicher Einwand Dummetts: Leugnet Wittgenstein Freges Ebene des ›Sinns‹ eines Ausdrucks?	375
3.	Wittgenstein über die ›Mitteilung‹	383
4.	›Grammatischer Sinn‹ und ›syntaktische Metapher‹: Eine Reparatur auf der Basis von Wittgensteins Sprachspiel-Ansatz	399
5.	Ist der ›grammatische Sinn‹ ein Oberflächenphänomen? Searles Sprechakttheorie als Ansatz zu einer Pragmatisierung der Begriffsschrift	412
6.	Die ›logische Form‹ von Handlungssätzen und das ›Referieren‹ auf ›Ereignisse‹ bei D. Davidson	437
7.	Die Konkurrenz von ›klassischer‹ und ›konstruktiver‹ Elementarsatzlehre: ›Zerstörung von Folgerungsbeziehungen‹ versus ›Diktat einer einzigen Form der Darstellung‹	456
8.	Die ›Orthosprache‹ P. Lorenzens als Kandidatin für ein wirklich privilegiertes Vergleichsmedium	472
9.	Stimmen in der Orthosprache Semantik und Syntax überein? ›Wörtliche Bedeutung‹ und das ›Prinzip der Ausdrückbarkeit‹	493

vi. Schluß: Eine ›Theorie‹ der Bedeutung? ...	516
1. Rückblick	516
2. Läßt sich eine Bedeutungstheorie als ein axiomatisch-deduktiver Satzzusammenhang aufbauen?	549
3. Eine Theorie der Phantasie?	562
Literaturverzeichnis	573
Register	585

*Gewidmet meinen Lehrern –
im weitesten Sinne des Wortes*

Vorwort zur Taschenbuchausgabe

Der Text der vorliegenden Ausgabe, mit der der Verlag das Buch dankenswerterweise auch für Studenten erschwinglich macht, ist unverändert geblieben, von der Korrektur einiger Druckfehler abgesehen, für deren Entdeckung ich vor allem Herrn Henning Moritz mit seinen erstaunlichen Adleraugen danken möchte.

Was an Leserstimmen zu mir gelangt ist, veranlaßt mich zu dem folgenden Hinweis: Das systematische Zentrum des Buches bilden die Kapitel III und IV. Das Frege-Kapitel entwirft die Kalkülsicht auf die Sprache, deren Grenzen (bei einem zugestandenen relativen Recht) dann das nächste Kapitel aufweist. Folglich enthält das Wittgenstein-Kapitel die positiven Thesen des Buches, die angebotenen Lösungen für die erörterten Probleme. Leser und Leserinnen, die vor komplexeren Argumentationen zu Fragen der logischen Form zunächst noch zurückschrecken, können deshalb die Lektüre getrost mit dem Wittgenstein-Kapitel beginnen, um dann (in Kenntnis der vorgeschlagenen Antworten) die vorher behandelten Fragen leichter nachzuvollziehen.

Die normativ-pragmatische Grundorientierung des vorliegenden Buches, die Auffassung darüber, welcher terminologische Bereich in der Sprachphilosophie die erklärende Rolle spielen kann und welche Wörter mit seiner Hilfe erklärt werden müssen, teilt das vorliegende Werk mit Robert B. Brandoms wichtigem Buch »Making it Explicit«, das zwei Jahre nach »Phantasie und Kalkül« erschienen ist und nun bald auf deutsch vorliegen soll. Der Einschätzung Brandoms, der hier vorgelegte Ansatz sei zwar weniger ›theorieförmig‹ als sein eigener, er vermeide aber auch das andere Extrem, das wittgensteinische ›therapeutische Schweigen‹, kann ich mühelos zustimmen. Darüber hinaus aber wünsche ich mir von den LeserInnen, daß Sie mir darin folgen, die schöpferische Seite als einen konstitutiven Bestandteil der Sprachfähigkeit wichtig zu nehmen. Daraus ergibt sich dann auch eine Ausweitung dessen, was es heißt, sich einen Zusammenhang ›theoretisch‹ durchsichtig zu machen.

Potsdam, Februar 1999

Vorwort

Verschiedenen Institutionen und Personen möchte ich hier Dank abstaten für ihre Anteile am Zustandekommen des vorliegenden Buches: Der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die es mit einem Heisenberg-Stipendium ermöglicht hat, in einer nicht von den Zwängen des wissenschaftlichen Selbst-Management geprägten Atmosphäre das Fundament zu legen, und dem *British Council*, der im Rahmen seines *Academic Links and Interchange Scheme* mehrere Reisen nach Oxford unterstützt hat. Dafür, daß sie größere oder kleinere Teile von früheren Fassungen des vorliegenden Textes kritisch gelesen und mir so mit Nachfragen und Hinweisen geholfen haben, danke ich G.P. Baker, M. Dummett, F. Kambartel, P. Lorenzen, W.J. Meyer, Ch. Thiel, H.G. Ulrich und W. Zitterbarth. Es versteht sich, daß keiner der genannten Gesprächspartner mit dem Resultat ganz einverstanden sein wird; und die Verantwortung für die verbleibenden Mängel trägt der Autor allein.

Für die Leser meines früheren Buches ›Pragmatik als Basis von Semantik und Syntax‹ (1975) sei angemerkt, daß ich mit seiner programmatischen Titel-Aussage noch immer ganz einverstanden bin. Nur hat sich inzwischen gezeigt, daß der damals aufgestellte, einen kurzen Marsch versprechende Wegweiser ›Sprechakttheorie + pragmatisch verstandene Logik, *und so weiter* = universale Prinzipienlehre sprachlichen Handelns‹ die wahren Verhältnisse in ihrer Komplexität und unaufhebbaren Vielfalt gewaltig unterschätzt. Wohin die notwendige Ausgestaltung des »*und so weiter*« im einzelnen führt, läßt sich im Folgenden nachlesen; als kurzer Einstieg in die Problemstellung (besonders für Sprachwissenschaftler) und als Ergänzung ist das frühere Buch aber durchaus noch geeignet.

Wenn ich dies neue Buch nun trotz seiner unausweichlichen Unvollkommenheiten doch wie ein halbwegs erwachsen gewordenen Kind ziehen lasse, ist das von Gefühlen der Erleichterung und gleichzeitig des Bedauerns begleitet: Erleichterung darüber, daß all jenen, die Hoffnung darin

gesetzt hatten, schließlich ein Ganzes vorgelegt werden kann, dessen Gestalt es dem Urheber für diesen Moment erlaubt zu sagen *manum de tabula*; Hände weg, denn weitere Verbesserungsversuche würden es verderben. Bedauern darüber, daß die anregende Abenteuerreise seiner Entstehung beendet ist, mit ihren steilen Strecken und unverhofften Ausblicken. Soll zuguterletzt ein Argument öffentlich vorgelegt, das Gespräch fortgesetzt werden, läßt sich das Hinausschieben des Schlußpunktes nicht mehr durch die Bemerkung Wittgensteins rechtfertigen »Im Rennen der Philosophie gewinnt, wer am langsamsten laufen kann. Oder: der, der das Ziel zuletzt erreicht.« (1977, S. 71) Das Wort hat nun die Leserin*; der Weg ist das Ziel.

* Obwohl ich den Hinweis ernst nehme, es sei gravierend, in Texten als Frau immer wieder nicht angesprochen zu sein, konnte ich mich zu einer entsprechenden Veränderung meines zunächst naiv-muttersprachlich verfaßten Manuskripts nicht durchringen: Das Resultat meiner Versuche war so unästhetisch wie ein mißglückter Handkuß. Ich versichere deshalb an dieser Stelle, daß ich Leserinnen und Leser gleichermaßen ansprechen möchte, und lasse der überkommenen Grammatik ihren Lauf.

I. Einleitung

Die These dieses Buches lautet, auf ihre allgemeinste Form gebracht, daß der am Beginn dieses Jahrhunderts in die Wege geleitete Versuch, den Bereich des sprachlich Sinnvollen auf formale und in diesem Sinne ›technische‹ Weise abzugrenzen und ihn damit zu beherrschen, aus präzise angebbaren Gründen zum Scheitern verurteilt ist, und daß es sprachphilosophisch aufschlußreich und allgemein für die Geisteswissenschaften von größtem Belang ist, diese Gründe im einzelnen zu studieren, statt sich mit vagen Gefühlen des Mißtrauens zu begnügen. Die Kompetenz, Sinn von Unsinn zu unterscheiden, läßt sich nicht als eine formale, schematische Kompetenz rekonstruieren; die natürliche Sprache ist kein Kalkül, obwohl sie wichtige Aspekte hat, die sich angemessen so darstellen lassen. Die nicht-technische Fähigkeit zur spontanen, von Regeln nicht geleiteten Handlung, die im Titel mit dem Wort ›Phantasie‹ angedeutet ist, durchsetzt die Sprache vielmehr so, daß auch das Formale an ihrer strukturellen Seite nur dann richtig verstanden werden kann, wenn die Rolle der spontanen Handlung stets mitbedacht wird. Und zugleich gilt umgekehrt, daß man dem besonderen Charakter der *sprachlichen* Ausprägung der Phantasie nur gerecht werden kann, wenn man sie zur formalen, kalkülhaften Seite der Sprache in Beziehung setzt. Dieses Verschränkungsverhältnis, das es nicht gestattet, die eine Seite gegen die andere auszuspielen, ist im Titel mit dem Ausdruck ›Polarität‹ angedeutet. Diese Polarität zu übersehen oder zu mißachten, führt zu gravierenden Fehldeutungen in den Versuchen, die geistige Seite unserer Handlungen zu verstehen.¹

1 Vgl. dazu Bruner 1990, wo die einseitige Ausrichtung beschrieben wird, die die ›kognitive Wende‹ in der Psychologie genommen hat, weil sie sich von der Computer-Metapher als Leitvorstellung für alles Geistige hat faszinieren lassen.

1. Die Idee der Sprachanalyse
und das Projekt einer formalen
Beherrschung des Sinnes

Der Gedanke, es könnte gelingen, den Bereich des sprachlich Sinnvollen mit formalen Mitteln und in diesem Sinne ›technisch‹ abzustecken, legt sich nahe, wenn man ein bestimmtes Verständnis der Möglichkeit einer ›Analyse‹ der Sprache zugrundelegt, das sich wie folgt charakterisieren läßt. Jeder weiß, daß man Wörter, insbesondere wissenschaftliche Termini, definieren kann. So sagt man schon alltagssprachlich, der Ausdruck ›Schimmel‹ sei definiert durch den komplexen Ausdruck ›weißes Pferd‹, und die Religionswissenschaft lehrt uns z. B., daß der Ausdruck ›Schamane‹ definiert ist durch die Bestimmung, er bezeichne eine Person mit übernatürlichen Kräften, die ihr in der Ekstase von den Geistern verliehen werden. Die Tatsache, daß ein Wort durch eine Verbindung mehrerer anderer definierbar ist, betrifft die Bedeutungen der dabei auftretenden Wörter, und deshalb sagen wir auch, es sei ein *Begriff*, der durch andere Begriffe definiert werde.

Wenn nun ein Begriff wie ›Schamane‹ durch andere Begriffe, u. a. durch ›mit übernatürlichen Kräften begabt‹ definiert ist, dann spricht derjenige, der in Kenntnis der Definition behauptet, eine bestimmte Person falle unter den Begriff des Schamanen, dieser Person damit zugleich den Begriff ›mit übernatürlichen Kräften begabt‹ zu. Er kann das eine nicht ohne das andere tun, genausowenig wie er sagen kann: ich habe zwar behauptet, Kollege x sei ein Plagiator, aber von unbefugtem Abschreiben war dabei nie die Rede. Hieraus ergibt sich ein klarer Sinn, in dem man mit einem bildlichen Ausdruck sagen kann, die erste Handlung *enthalte* die zweite, und dies überträgt man dann auch auf die zugehörigen Begriffe und sagt z. B., der Begriff ›Schamane‹ *enthalte* u. a. den Begriff ›mit übernatürlichen Kräften begabt‹.

Wenn so die Redeweise, ein Begriff *enthalte* mehrere andere, akzeptiert ist, und wenn zugleich gilt, daß man den Worten, auf die wir angewiesen sind, wenn wir Begriffe artikulieren wollen, nicht ansieht, welche Begriffe sie enthalten, dann ist

damit ein erstes Anwendungsgebiet des Ausdrucks ›Sprachanalyse‹ umrissen: Die Analyse eines *Begriffs* ist die Aufdeckung seiner Zusammengesetztheit aus Teilbegriffen. Oder auf Wörter bezogen: Die Analyse der Bedeutung eines Wortes ist die Aufdeckung ihrer Zusammengesetztheit aus Teilbedeutungen, die durch andere Wörter ausgedrückt werden.

Diese Analyse ist enthüllend: Wie die chemische Analyse von Wasser die vorher nicht bemerkbaren Gase Wasserstoff und Sauerstoff ans Licht bringt, so führt eine bedeutungsbezogene Analyse eines Wortes nicht zu seinen wahrnehmbaren Teilen, den Lauten oder Buchstaben, sondern zu anderen, in ihm nur mit Bezug auf die Bedeutungen und insofern auf verborgene Weise ›enthaltenen‹ Wörtern. Und wenn wir mit Leibniz davon ausgehen, daß wir über die Definition eines definierbaren Begriffs nicht schon notwendig verfügen, wenn wir über den Begriff verfügen, so gilt dasselbe auf der Ebene der Begriffe: auch hier deckt die Analyse etwas auf, was vorher verborgen war.

Dieses Bild von der Zerlegung legt die Frage nahe, ob sie abschließbar ist, d. h. ob es kleinste, nicht weiter zerlegbare, sozusagen ›atomare‹ begriffliche Einheiten gibt, so daß die Vorstellung einer *vollständigen* Analyse aller nichtatomaren Begriffe sinnvoll erscheinen würde. Wenn man diese Frage bejaht und auch noch annimmt, die Anzahl der nicht mehr zerlegbaren Einheiten sei endlich, dann kann man das Analyseprogramm durch ein komplementäres Syntheseprogramm ergänzen, nun aber auf der Ebene der Ausdrücke fordern, man solle die Zusammengesetztheit der Bedeutung des komplexen Ausdrucks aus begrifflichen Atomen dem Ausdruck selbst ansehen. Das Resultat dieses vollständigen Analyse- und Syntheseprozesses wäre im Bereich der Begriffe eine Darstellungsform, die der Strukturformel in der Chemie entspricht.² Sie würde sich von der natürlichen Sprache darin unterscheiden, daß das, was die Analyse enthüllt hat, die begriffliche Hinterwelt der Sprache, nun für jedermann hör- und sichtbar ist, so daß Begriffsverwirrungen ein

2 Vgl. Picardi (Chemistry)

für allemal auf einfache Weise vermieden werden können. Wenn z. B. Gottlob Frege kritisch darauf hinweist,³ daß im Deutschen die Wörter ›Baumriese‹ und ›Berggipfel‹ auf völlig gleiche Art, nämlich durch bloße Verkettung zweier Komponenten, zusammengesetzt sind, die zugehörigen komplexen Begriffe aber jeweils ganz anders aus Teilbegriffen gebildet sind (was man im ersten Fall durch die Paraphrase ›ein Baum *wie* ein Riese‹, im zweiten Fall durch den Ausdruck ›der Gipfel *von* einem Berg‹ sichtbar machen kann), dann leitet ihn die Vorstellung einer Sprache, in der die begrifflichen Verhältnisse, wie er sich ausdrückt, ›explizit‹, d. h. äußerlich ablesbar sind und nicht dem Erraten überlassen bleiben. Was Sprecher und Hörer unausdrücklich mitverstehen, ist dann auch an den Zeichen abzulesen. Nimmt man hinzu, daß in Definitionen, wenn auch vielleicht nicht ›das Wesen‹, so doch gewiß etwas Wesentliches ausgedrückt wird, dann kann man die Faszination, die die Vorstellung einer vollständigen Analyse mit nachfolgender, gründlich verbessernder Synthese auf Philosophen wie Leibniz, Frege, Russell oder Carnap ausübte, auch heute noch nachempfinden.

Das zweite Gebiet, auf dem die Vorstellung einer Analyse der Sprache eine klar umreißbare Bedeutung hat, ist eng mit dem ersten verwandt und betrifft die Logik als Urteils- und Argumentationslehre. Die diesem Sprachgebrauch zugrundeliegende vertraute Tatsache besteht darin, daß wir die vom Sprecher gemeinte Art der Zusammengesetztheit eines Aussagesatzes oder die Gültigkeit eines deduktiven Arguments den natürlichsprachlichen Formulierungen nicht immer leicht ansehen. Zwar hat (anders als bei den einfachen Begriffsausdrücken) die sprachliche Formulierung eines Urteils oder deduktiven Arguments im Normalfall schon hör- und sichtbare bedeutungsrelevante Teile, aber wie für die zusammengesetzten Begriffsausdrücke der natürlichen Sprache gilt auch hier, daß die sprachlich-grammatische Zusammengesetztheit der begrifflich-logischen Zusammengesetztheit nicht einfach entspricht, so daß hier ebenfalls eine Analyse

3 »Booles rechnende Logik und die Begriffsschrift«, Frege 1969, S. 13

möglich erscheint, die, wie im Fall der Begriffe, die bislang verborgenen inhaltlichen Verhältnisse ans Licht bringt. So folgt z. B. aus der Aussage ›im Garten sitzt ein bunter Hund‹ die Aussage ›im Garten sitzt ein Hund‹; aus der scheinbar parallel gebauten Aussage ›im Auditorium sitzt ein angebliches Genie‹ folgt aber nicht ›im Auditorium sitzt ein Genie‹.

Wenn man nun die Vorstellung hegt, man könne durch eine Analyse die inhaltlichen Verhältnisse freilegen, dann denkt man hier nicht in erster Linie an die Auflösung von etwas Komplexem in Einfaches, sondern an das Herausarbeiten von Arten inhaltlicher Zusammengehörigkeit, die, wenn man das jeweils bestimmte Material, also den ›Inhalt‹ der Ausdrücke ›Hund‹, ›Genie‹ etc. außer acht läßt und nur die Komplexitätsarten ins Auge faßt (und außerdem sich auf den Bereich des potentiell Wahren beschränkt, d. h. Ausrufe, Aufforderungen etc. beiseite läßt), als ›logische Formen‹ bezeichnet werden. Hier ist die Analyse weniger wie die Auflösung von Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff, sondern eher wie das Auflösen der Fleischreste in einer Säure beim Präparieren eines Tierskeletts: Das Medium unserer natürlichen Sprache erscheint als historische, von allerlei Zufällen und nicht erkenntnisorientierten Umständen abhängige, oft verfälschende *Hülle* der Gedanken, die das logisch-begriffliche Knochengerüst, nach dem wir uns, ohne es an der Sprachoberfläche wahrzunehmen, gleichwohl praktisch zu richten versuchen, oft verbirgt und uns zu falschen Analogien verführt: Wir meinen, ein logisches Kniegelenk vor uns zu haben, wo es sich in Wirklichkeit um ein Fersengelenk handelt.

Auch hier läßt sich dem Analyseprogramm ein Syntheseprogramm zuordnen: Wenn wir unterstellen, es gebe nur endlich viele Weisen, auf die einfache oder komplexe Begriffe zu Urteilen verbunden werden können (und Urteile zu komplexen Urteilen), dann erscheint es sinnvoll, diese Verbindungsweisen aufzusuchen und mit Hilfe eines speziell dafür entwickelten Ausdruckssystems explizit und eindeutig darzustellen, so daß die Differenz von grammatischer und logisch-begrifflicher Form für dieses Ausdruckssystem ver-